

Nr. 176. Bromberg, den 16. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(4. Fortsetzung.)

4.

Eine Kolonne von Straßenreinigern schob in der Wilhelmstraße in keilförmiger Schlachtordnung die langgestielten, mit Gummiplatten versehenen Asphaltbesen vor sich her und stieß Straßenschmutz und Tauwasser in die Abzugskanäle.

Dorival, der den Kragen seines Pelzmantels hochgeschlagen hatte und seinen Seidenhut mit einem Regenschirm schützte, war vom Pariser Platz gekommen und wollte die Wilhelmstraße in der Nähe des Reichskanzlerpalais überqueren. Um die Straßenreiniger vorbeizulassen, blieb er einen Augenblick auf den Randsteinen des Bürgersteiges stehen. Unwillkürlich wandte er sich um und da sah er, daß ein mittelgroßer Mann in dunkelgrauem Radmantel und schwarzem Schlapphut nur wenige Schritte hinter ihm Posten gefaßt hatte. Der aufgedrehte Schnurrbart, der durchbohrende Blick, der Ochsenziemer mit dem Bleiknopf als Griff verrieten Dorival sofort, daß er einen Geheimpolizisten vor sich oder vielmehr hinter sich hatte. Er kannte diese Art von Menschen nun schon zur Genüge.

Dorival wußte, daß er seine Legitimation in die Brusttasche seines Rockes gesteckt hatte. Einen Augenblick tauchte der Gedanke in ihm auf, auf den Mann zuzugehen und ihm zu sagen, daß er seine Zeit für den Staat vorteilhafter anwenden könne, wenn er sich der Verfolgung wirklicher Spitzbuben widmen würde. Aber schnell verwarf er diese Idee. Wozu sich bei diesem Schmutzwetter mit dem Mann auf lange Erörterungen einlassen? Eilig überschritt er die Straße. Ein Blick unter dem Schirm hervor ließ ihn erkennen, daß der Mann ihm sofort folgte.

Jenseits des Wilhelmsplatzes erhoben sich im nebligen Zwielicht des Schneetreibens die massigen Umrisse des Kaiserhofes. In der Halle dieses Hotels mußte gerade jetzt der Fünfuhrtee in vollem Gang sein. Dort wollte er hin. Untertauchen in der Woge der eleganten Welt, die um diese Zeit sich hier zu versammeln pflegte. Mochte sein Verfolger draußen auf ihn warten. Eine ungemütliche Arbeit bei dem Wetter. Er lächelte bei dem Gedanken an das innerliche Geschimpfe des Beamten, der sich auf der Straße nasse, kalte Füße holen würde. Der Mann konnte es ja nicht wagen, sich in seinem Anzug unter die Gäste des Fünfuhrtees zu mischen. War er nach zweistündigem Ausharren noch auf seinem Posten, gut, dann wollte ihm Dorival beim Verlassen des Lokals seine Legitimation zeigen. Die Verblüffung! Der Ärger!

Dorival malte sich das aus.

In dieser angenehmen Stimmung betrat er den Teeraum. Ein diensteifriger Kellner trug ihm Hut und Mantel in die Garderobe, ein anderer brachte ihm Tee und Gebäck.

Dorival zündete sich eine Zigarette an. Seine Gedanken wanderten. War es nicht eigentlich gottlos von ihm, den Beamten, der doch nur seine Pflicht tat, so schnöde auf den Leim zu führen? Wäre es nicht richtiger gewesen, ihn offen aufzuklären? Was konnte der Mann dafür, daß Herr Emil Schnepfe dem Freiherrn von Armbrüster so ähnlich sah? Dieser Schnepfe!

Ja — und überhaupt! Der Rittmeister von Umbach war in letzter Zeit sehr vom Dienst in Anspruch genommen. Wenn's wahr war. Vielleicht schützte er den Dienst nur vor, um nicht mit ihm zum Konsul Rosenberg gehen zu müssen. Er schien wirklich ein Zusammentreffen zwischen ihm und der schönen Ruth hintertreiben zu wollen. Zu dumm. Konnte man ihm aber nicht übelnehmen! Zu dumm — —

„Bitte, wenn Herr Konsul vielleicht hier Platz nehmen wollen! Ich hole für das gnädige Fräulein noch einen Sessel herbei!"

Der Oberkellner sprach diese Worte in unmittelbarer Nähe Dorivals.

Der blickte auf. Er sah sich einem älteren Herrn gegenüber, der unschlüssig nach einem Platz für sich und seine Begleiterin suchte.

Diese Begleiterin war Ruth Rosenberg.

Der famose Oberkellner nötigte Vater und Tochter freundlich, an dem Tisch Platz zu nehmen, an dem Dorival saß.

„Dem Mann gebe ich nachher einen Hundertmarkschein", gelobte sich im stillen der entzückte Dorival.

Schon wollte der Konsul dem Kellner seine Zustimmung ausdrücken, da zupfte Ruth den Vater am Ärmel.

„Ich möchte näher an der Musik sitzen", sagte sie.

Dorival ärgerte sich.

Der Konsul, seine Tochter und der Oberkellner zwangen sich bis zur Musik vor, kamen, da dort die Tische besetzt waren, wieder zurück und nahmen schließlich doch in der Nähe Dorivals an einem Tisch Platz, an dem bereits zwei Damen saßen.

Dorival jubelte. Ruth kam auf einen Stuhl zu sitzen, der so stand, daß sie ihm das Gesicht zuwandte. Knapp drei Meter trennten ihn von ihr. Er war begeistert. Die Gelegenheit mußte ausgenutzt werden. Er mußte sich dem Konsul vorstellen, sich auf Umbach beziehen, und ihn in aller Bescheidenheit um die Angabe einer Stunde bitten, in der er sich eine Auskunft über das Wolframvorkommen in der Republik Costalinda holen konnte.

Nur jetzt nicht blöde sein!

Er wollte warten bis das Musikstück zu Ende gespielt war. Himmel, wollte denn das Geigengespiele da oben gar nicht aufhören? Dorival wurde ungeduldig. Er sah, wie der Oberkellner dem Konsul und seiner Tochter Tee und Kuchen brachte. Der Konsul nippte an seiner Tasse, blickte nervös auf seine Taschenuhr, sprach einige hastige Worte zu Ruth und ging dann eilig die Treppe hinauf, die in die oberen Stockwerke des Hotels führte. Ein Diener trug ihm Pelzmantel und Seidenhut nach.

„Fatal! Der ist entwischt", dachte Dorival.

Aber sie war ja noch da! Er fühlte, daß er rot werden würde, wie ein schüchterner Primaner, wenn sie zu ihm herüberblicken würde. Aber sie blickte nicht zu ihm herüber. Sie schien sich vorgenommen zu haben, ihm keinerlei Beachtung zu schenken. Merkwürdig. Dabei war er sich vollkommen klar darüber, daß sie ihn erkannt hatte. Er hatte das an einem leichten Aufblitzen in den dunkeln Augen bemerkt, als sich ihre Blicke begegnet waren. Sie hatte dann schnell zu ihrem Vater gesagt: „Ich möchte näher an der Musik sitzen." Zum erstenmal hatte er bei dieser Gelegenheit ihre Stimme gehört. Es war eine helle, klangschöne Stimme. Betroffen machte ihn der befehlende Ton. Der

Konsul hatte sich ohne Widerspruch der Anregung seiner Tochter gefügt. Nun hatte ein glücklicher Zufall es doch gewollt, daß sie ganz in seiner Nähe Platz nehmen mußte. Sie blickte mit gelangweiltem Ausdruck über die Menschen ihrer Umgebung hin, nur nach ihm hinüber blickte sie nicht!

Der Oberkellner stellte sich in der Nähe seines Tisches auf. Dorival winkte ihn heran.

„War der Herr, der eben die Treppe hinauf ging, nicht der Konsul Rosenberg?“ fragte er leise.

„Jawohl, mein Herr“, antwortete der Kellner.

„Kommt er wieder zurück?“

„Er hat oben eine Konferenz. Vielleicht holt er nachher seine Tochter ab. Er macht das öfters so.“ Der Kellner wurde abgerufen.

Es war ein neuer Gast erschienen, ein Mann in Schlapphut und nassem Radmantel, eine sonderbare Erscheinung in dieser Umgebung, die der Oberkellner mit Mißtrauen musterte. Dorival erkannte sofort den Geheimpolizisten, dem es draußen jedenfalls zu ungemütlich geworden war. Das war unangenehm.

Der Mann im Radmantel äugte nach rechts und nach links, dann überließ er einem gefälligen Kellner Hut und Mantel und setzte sich an ein Tischchen, das bescheiden hinter einer Säule stand und bisher von jedermann verschmäht worden war. Dorival drehte ihm den Rücken zu, aber er fühlte, wie die Blicke des Mannes beständig auf ihn gerichtet waren.

Dorival zog seine Brieftasche hervor, um seine Legitimationskarte in Bereitschaft zu legen.

Zum Donnerwetter, wo war denn die Karte?

Er glaubte sie doch bestimmt eingesteckt zu haben. Er begann, nach ihr zu suchen. Er kramte in allen Winkeln der Brieftasche herum. Vergebens.

Da fiel ihm ein, daß er sie gestern abend in seinen Frack gesteckt hatte, als er, in der Hoffnung, Ruth Rosenberg wiederzusehen, in die Königliche Oper gegangen war! Hm — scheußliche Lage! Wenn der Beamte ihn jetzt verhaftete, im Angesicht dieser vielen Leute, dicht vor den Augen der schönen Ruth, so war er machtlos!

Er versuchte sich zur Ruhe zu zwingen.

Mechanisch rührte er in seiner Tasse herum und horchte dabei nach dem Kriminalbeamten, der hinter seinem Rücken saß. Jeden Augenblick konnte sich der Mann erheben, ihm die Hand auf die Schulter legen und sagen:

„Schnepfe, Sie sind verhaftet.“

In ihm stieg die Erinnerung auf an die greuliche Arrestzelle in dem großen roten Haus am Alexanderplatz . . .

Was er zuerst als ein Riesenglück angesehen hatte, als eine günstige Fügung des Schicksals, jetzt war es ihm im höchsten Grade peinlich, daß Ruth Rosenberg in seiner nächsten Nähe saß. Sie mußte Zeugin der Katastrophe werden, die in aller Kürze über ihn hereinbrechen würde. Und dann —?

Er blickte von seiner Tasse auf, hinüber nach dem jungen Mädchen. Er war erstaunt über das, was er da sah. Der Ausdruck im Gesicht des jungen Mädchens hatte sich völlig geändert. Da war nichts mehr von Langeweile oder Gleichgültigkeit zu sehen. Mit großen, weit aufgerissenen Augen blickte sie den Kriminalbeamten an und dann — wahrhaftig, dann glitt ihr Blick zu ihm herüber und blieb mit jener angstvollen Spannung, mit der man den Kunststücken eines Seiltänzers zusieht, auf ihm haften. Dabei war ganz deutlich in ihren Augen die an ihn gerichtete Frage zu lesen:

„Was wirst du jetzt tun?“

Kein Zweifel, sie hatte die Lage erkannt. Merkwürdig. Wie war das nur möglich? Ein Rätsel! Eines aber stand für Dorival fest: Auch sie hielt ihn offenbar für einen Spitzbuben, den Schnepfe, und sie erwartete anscheinend mit Spannung das, was da kommen mußte —

Sollte er aufstehen?

Sollte er den Zusammenstoß mit dem Kriminalbeamten in den Garderobenraum verlegen? Der Gedanke schien ihm gut. Er zog seine Geldtasche und seine Blicke suchten den Kellner.

In diesem Augenblick hörte er hinter sich das Rücken eines Stuhles, dann ein leises Knarren der Dielen unter schweren Männerschritten. Er wußte, der Kriminalbeamte hatte sich erhoben, er hatte seine Absicht bemerkt und wollte ihm den Rückweg abschneiden.

Richtig, eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Schnepfe, machen Sie keine Dummheiten! Sie sind verhaftet. Kommen Sie ruhig mit. Es hilft nichts!“

Dorival sah, dicht vor seinen Augen, eine sich über ihn beugende starkgerötete Nase.

Da kam eine blinde Wut über ihn.

Er, dessen Ruhe im Regiment geradezu sprichwörtlich geworden war, der sich einbildete, in allen Lagen Herr seiner selbst zu bleiben, fühlte, wie ihm eine heiße Blutwelle in das Gesicht schoß, wie ihm jede Überlegung zum Teufel ging.

Der ganze, seit Wochen in ihm aufgespeicherte Groll und Ärger über diese ewigen Verwechslungen entlud sich in einem einzigen, kräftigen Faustschlag, den er gegen die Nase des Beamten führte!

Blitzschnell war es geschehen. Der Beamte taumelte, versuchte sich an einem Stuhl zu halten, und stürzte dann, den Stuhl mit sich reißend, mit lautem Gepolter zu Boden.

Kellner eilten herbei.

Damen schrien laut auf, riefen um Hilfe. Die Musik schwieg mitten im Stück. Man rannte durcheinander und wußte nicht warum. Man schrie und drängte.

Diese Verwirrung benützte Dorival zu einem geordneten Rückzug.

Es gelang ihm, ohne angehalten zu werden, durch die erregten Menschen hindurch die Treppe zu erreichen, die nach den oberen Stockwerken führte. Ohne Mantel, ohne Hut konnte er sich nicht auf die Straße wagen. Da schien ihm die Flucht in die oberen Räume des Hotels zunächst als der beste Ausweg.

Auf dem Treppenabsatz blieb er einen Augenblick stehen. Er mußte sich sammeln, er mußte seine Ruhe wieder gewinnen. Er legte die Hand an die Stirn. Was hatte er getan? Er hatte einen Beamten, der sich in der Ausübung seines Berufs befand, tätlich angegriffen, mißhandelt. Er war sich gar nicht klar darüber, wie er sich zu dieser brutalen Handlungsweise hatte hinreißen lassen können. Er wußte, daß ein solches Vergehen eine strenge Strafe nach sich ziehen würde.

Schön!

Nur jetzt sollten sie ihn nicht fangen! Nur nicht abgeführt werden unter den Augen Ruths. Morgen — dann konnte er sich ja selbst der Polizei stellen, freiwillig.

Er riß sich zusammen.

Er schritt die mit Teppichen belegte Treppe weiter hinauf. Er zeigte sich ruhig wie immer. Keine Spur von Aufregungen der letzten Minuten war ihm anzumerken.

Am anderen Ende des breiten Korridors, dort wo die Konferenzzimmer lagen, war ein Garderobenzimmer.

Auf dieses schritt er zu.

Er konnte es nicht wagen, seinen eigenen Mantel und seinen eigenen Hut an der Garderobe zu holen, die unten neben dem Teeraum lag. Dort wäre er erkannt und verhaftet worden.

Er — er mußte sich den Mantel und den Hut eines der Herren ausborgen, die hier oben bei geschlossenen Türen ihre geschäftlichen Angelegenheiten berieten!

Freilich, das Ausborgen mußte ohne Wissen des Besitzers geschehen. Wie ein Paletotmarder mußte er vorgehen, frech und mit Sachkenntnis. Nur nicht einen Mantel wählen, der ihm nachher nicht paßte, auch keinen, der gleich an einem der ersten Riegel hing. Das konnte Verdacht erregen. Er wählte einen Pelzmantel. Einen großen, weiten kostbaren Pelz. Den ließ er sich von der verträumten Garderobenfrau halten und drückte ihr dafür ein Markstück in die Hand. Der Mantel ließ ihn groß und dick erscheinen, und das war ihm gerade recht. Auch der Seidenhut, der zu dem Mantel gehörte, paßte ihm. Es war ein nagelneuer Seidenhut von moderner Form.

„Hatten der gnäd'ge Herr auch einen Schirm?“ fragte die Garderobenfrau, die dem feinen Herrn den Nummernzettel gar nicht abzuverlangen wagte.

Dorival, dem der Boden unter den Füßen brannte, denn jeden Augenblick konnte der Besitzer des Mantels aus einer der nächsten Türen treten, verneinte die Frage. Er wollte sich draußen gleich eine Droschke nehmen, nach seiner Wohnung fahren und von dort aus den Mantel und den Hut durch einen Dienstmann nach dem Hotel zurücksenden.

Er schlug den Mantelkragen hoch und stieg gemessenen Schrittes die Treppe hinab.

Unten spielte die Musik wieder. Die Aufregung hatte sich gelegt. Die Leute saßen wieder an den Tischen. Nur vorn, an der Auskunftsstelle, hatte sich um einen Schutzmann eine lebhaft bewegte Gruppe gebildet. Mitten dazwischen stand der Kriminalbeamte und hielt sich ein blutgetränktes Taschentuch vor die Nase. Angestellte wurden vernommen. Dorival hörte, wie ein Kellner sagte:

„Ich habe deutlich gesehen, daß der Spitzbube die Treppe hinaufgegangen ist.“

„Wir werden ihn schon fassen!“ erklärte der Schutzmann und machte sich Notizen.

(Fortsetzung folgt.)

Die famose Idee der Herzogin von Ortranto.

Skizze von **Karl Fr. Nimrod.**

Die junge Witwe des Herzogs von Ortranto tat, was eine schöne und unabhängige Frau mit einem unerschöpflichen Bankkonto nur tun konnte: Sie verbrachte den Frühling in Nizza, den Sommer in Scheveningen, den Herbst in Lugano, den Winter aber zur einen Hälfte in Ägypten, zur anderen in St. Moritz.

Ihre Anbeter, zehne oder zwölfe an der Zahl, folgten ihr getreulich überallhin. Und hätte sie eine Forschungsreise zum Nordpol oder einen Abstecher in die Distrikte der Kopfjäger auf Borneo unternommen — zweifellos wären ihr die Vasallen auch dorthin gefolgt. Wenn auch vielleicht nicht alle . . .

Da war der Rechtsanwalt Vallade aus Paris. Ein Landgut in der Bretagne, und die Riesenhonorare für Sensationsprozesse großen Stils — nur in solchen trat er auf — überhoben ihn kleinlichen Sorgen.

Deren mehr hatte der Graf St. Fleuron, ein seines geringen dienstlichen Interesses wegen abgetaner Botschaftssekretär, der abwechselnd von Zuwendungen seiner Verwandten und erborgten Summen lebte, deren Rückzahlung er aber nie vergaß. Er war ein Kavalier, sozusagen.

Ein ungarischer Großindustrieller, Giörgy hieß er, galt als fabelhaft reich. Größer noch als sein Reichtum war seine Einfalt und Aufdringlichkeit.

Doktor Binsdorff war der Sohn eines reichen Vaters und fuhr, wenn er gut gelaunt war, ab und zu in großen Rennen einen der gestarteten Wagen der väterlichen Automobilfabrik. Das ließ er sich sehr gut bezahlen. Er stammte aus Köln und war hellen Geistes.

Ein italienischer Reeder, ein Flaneur aus Wien und noch ein paar Leute, die Zeit und Geld in Fülle zu haben schienen, vervollständigten das Liebhaberkontingent der Herzogin.

So belagert, wo auch immer sie weilte, sann die schöne Frau auf Auswege. Gewiß, sie mochte den einen oder andern unter ihren Anbetern gerne leiden — Binsdorff und St. Fleuron lagen als Favoriten im Rennen — aber wieder heiraten? Sich binden für immer —?

War die Herzogin erst willens, diese Frage vor versammeltem Hofstaat entschieden zu verneinen, so änderte sie auf Grund einer nächtlicherweile erstandenen famosen Idee ihren Standpunkt und beschloß, ein wenig Diplomatie zu treiben. Sie ließ sich am Nachmittag, als sie ihre Vasallen im Garten der Villa — man war im Mai und demgemäß in Nizza — um den Teetisch versammelt hatte, vernehmen, daß sie sich entschlossen habe, bald zu heiraten. Bald! Die schönen Augen blickten verheißungsvoll.

Vallade depeschierte sofort nach Paris, daß er in den nächsten acht Wochen um keinen Preis der Welt als Verteidiger auftreten werde — und wandte sich zu den übrigen, die die schöne Frau nach Nam' und Art des Glücklichen fragten.

„Einer von Euch? Vielleicht — es ist noch nicht bestimmt!" lächelte die Schöne und ging ins Haus.

Die Kavaliere begaben sich zum Sekt und stellten die gewagtesten Vermutungen an. Der Ungar schickte heimlich japanische Chrysanthemen zur Villa Ortranto. Graf St. Fleuron traf einen alten Bekannten aus Boston und lieh sich ein paar hundert Dollar, um im Fall des Falles manövrierungsfähig zu sein. Binsdorff hob eine derart hohe Summe ab, daß ihn sein Bankier höflich fragte, ob er das Fürstentum Monaco käuflich erwerben wolle. Das konnte der Kölner mit gutem Gewissen verneinen.

Trotz herrlichsten Wetters ließ sich die Herzogin am folgenden Tag nicht sehen. Sie sei auf zwei Tage verreist.

Verreist? Sieh da! Na, da kann man ja den Auftrag des alten Herrn ausführen und den Turiner Kunden besuchen. Im Rennwagen raste Binsdorff nach Turin, erledigte seinen Besuch, ging bummelnd durch die Straßen und . . .

. . . er riß die Augen bis zur Tellergröße auf. Kein Zweifel, dort ging die Herzogin. Allein. Die Herzogin von Ortranto in Turin? Sieh einer an! Was wollte die denn hier?

Binsdorff ging ihr unauffällig nach. Es war ein kosmetischer Salon, dessen Düfte geradezu magnetisch wirkten. Eine Viertelstunde dauerte es, ehe die Herzogin wieder auf die Straße trat. Sie trug ein kokettes Paketchen im Arm. Um ihren Mund spielte ein Lächeln. Sie rief ein Auto und sagte so laut, daß Binsdorff, in einer Nische verborgen, es hören konnte: Hotel Vittorio Emmanuele.

Der Umstand, daß zwei niedliche Verkäuferinnen aus der Tür des kosmetischen Salons traten und der schönen Frau kichernd nachblickten, bewog den Kölner einzutreten und unter Besorgung eines kleinen Einkaufes sich nach dem Grund der Heiterkeit der beiden Niedlichen zu erkundigen. Der Salon war leer. Die beiden Hübschen wurden erst blaß, dann rot und dann zutraulich. Sie kicherten fröhlich. Die schöne Frau von eben habe ihnen eine ulkige Geschichte erzählt. Sie wolle . . . und dann kam ein Wispern, denn im Nebenraum weilte die Direktrice. Die hatte es nicht gern, wenn ihre Gehilfinnen mit eleganten Herren ins Vertrauliche kamen, denn sie war ältlich, nicht begehrt und daher neidisch.

Der Kölner hörte dem Gewisper und Geflüster mit größtem Interesse zu. Vor Staunen stand ihm der Mund offen.

Das war ja einfach unglaublich.

Na warte! Er ließ ein Pfifflein hören, gab ein gutes Aufgeld — hingebende Blicke belohnten ihn — und holte seinen Rennwagen aus der Garage. Zur Nacht war er in Nizza.

Am nächsten Morgen, er lag noch im Bett, brachte der Kammerdiener furchtbare Kunde. Bei einem chemischen Versuch — die Herzogin laborierte zuweilen — habe es eine Explosion gegeben. Die Herzogin . . .

„Nun, was ist mit ihr?" fragte Binsdorff mit großer Ruhe, indem er nach der goldenen Zigarettendose griff.

„. . . sie ist furchtbar entstellt, lebt aber!" sagte der Diener Schang zitternd zu Ende.

„Gib mir Feuer!" sagte sein Herr und nahm die Morgenzeitung. Schang, der seines Herrn Interessen genau kannte und auch aus Köln war, gab Feuer. Dann ging er. Sein Herr mußte den Verstand verloren haben. Anders war diese Ruhe nicht zu erklären.

Die Herren, die die entsetzliche Kunde zeitig aus den Daunen getrieben hatte, trafen sich, bedrückt und betrübt, um Besuchszeit im Atrium der Villa, um Karten und Blumen abzugeben und um sich dann auf Französisch zu empfehlen. Die arme Frau —!

Der Haushofmeister ließ sich vernehmen: Die Frau Herzogin lasse bitten. Sie erwarte die Herren im blauen Salon. Sogleich.

Erstaunt, ja bestürzt stieg man empor. Im blauen Salon saß eine verschleierte Frau in der Fensternische. Der Schleier fiel. Ein Zucken ging durch die Schar der Kavaliere. Das schöne Gesicht — entstellt für immer. Rote Brandmale, pflasterbeklebte Wunden, zugeschwollen die Augen — oh, das war schrecklich!

„Entstellt auf ewig, meine Herren! Leben Sie wohl!"

Blumensträuße, gemurmelte Worte — aber keiner, der blieb. Sie eilten über die ihnen gebaute goldene Brücke. Vorüber, vorbei . . .

Der Anwalt fuhr nach Paris. St. Fleuron nach Rom, wo ein weitläufiger Vetter wohnte, den er noch nie angepumpt hatte. Er wollte dies Versäumnis gutmachen. Der Ungar fuhr ins Pußtaland — und so weiter.

Binsdorff erschien erst am Nachmittag in der Villa Ortranto, und zwar im Frack. Gefragt, warum in Gala, antwortete er, zu Verlobungen pflege er stets im Frack zu kommen. Man verstand ihn nicht.

Die Herzogin ließ ihn, den Letzten, vor und entschleierte sich. „Entstellt auf ewig! Leben Sie wohl!" sagte sie leise und, so schien es, um einen Ton bedauernder als am Vormittag.

„Nicht der Rede wert, i c h bleibe bei Ihnen, Amély, ich allein. Denn ich liebe Sie . . ."

Er hätte dazu setzen müssen: „Und außerdem bin ich hinter einen gewissen faulen Zauber gekommen." Das aber unterdrückte er zunächst mannhaft, ließ sich vor der Geliebten seines Herzens auf die Knie nieder und faßte ihre Hände, die von der Explosion merkwürdigerweise vollkommen verschont geblieben waren.

Solcher Hingabe konnte Amély nicht widerstehen. Sie reichte ihm, der lange ja schon ein Bevorzugter war, den Mund zum Kuß und verlobte sich ihm. Und dann ging sie rasch zum Spiegel, ein paar Handbewegungen, ein wenig Puder, eine Nuance Fliederduft — und aus dem Spiegel sah das schöne Antlitz der Herzogin von Ortranto von ehedem.

Strahlend trat sie vor ihn hin, suchte Überraschung, Begeisterung in seinen hübschen Zügen. Umsonst. Da war nur ein fröhliches Lachen.

„Sind die Folgen der Reise nach Turin wieder beseitigt?"

Der Herzogin verschlug's die Rede. Erst, als ihr Fred Binsdorff ein paar Worte wie „kosmetischer Salon", „Ladenmädels" usw. zärtlich ins Ohr raunte, entschloß sich die schöne Frau nach einem tiefen Seufzer zu der Erkenntnis, daß ihre famose Idee an dem da, dem Kölner, gescheitert war. Sie fand die Sprache wieder.

„O du!" war allerdings zunächst der einzige Gebrauch, den sie davon machte. Sie hatte zu mehr auch gar keine Zeit. Binsdorff nahm sie an der Hand und sie schritten hinab in

den maischönen Garten, zu dessen Füßen das blaue Meer leuchtend weißen Schaum warf an ernstem Fels. — —

— — Der Rechtsanwalt Vallade, der in Paris von seinem und der übrigen Kavaliere Reinfall erfuhr, raufte sich die Haare (nicht ungestraft, denn er trug eine teure Perücke) und erhöhte rückwirkend vom Tage seiner Abreise aus Nizza an seine Honorarforderungen um fünfzig Prozent. Denn irgendwie mußte die Menschheit an seinem Pech teilhaben.

Schlafkrankheitsepidemie in Deutsch-Ostafrika.

Ganze Dörfer ausgestorben. — Eine andere Art Tsetse-Fliege.

Aus dem englischen Mandatsgebiet Tanganyika-Territory, dem früheren Deutsch-Ostafrika, erhält der bekannte Tropenarzt Prof. Dr. Steudel Nachrichten über die Entstehung eines neuen schweren Schlafkrankheitsherdes nahe dem Zentrum der Kolonie, gewissermaßen im Herzen von Deutsch-Ostafrika, über die er der „Deutschen Allg. Ztg." folgendes mitteilt:

In Sikonge, nur 1½ Tagemärsche südlich von Tabora im Gebiet der Wanjamwesi, des Volkes, das dafür bekannt ist, die besten Karawanenträger zu stellen, ist Schlafkrankheit festgestellt, und der Seuchenherd dehnt sich weit nach Süden über die Landschaften Ugunda im Süden des Tabora-Bezirks und Ukimbu im einstigen Bezirk Bismarckburg aus. 45 Prozent (!) der Bevölkerung sollen in diesen Landschaften schlafkrank sein. Ganze Dörfer seien bereits ausgestorben, andere von der geängstigten Bevölkerung fluchtartig verlassen worden. Da in dem weiten Gebiet nur ein schwarzer Heilgehilfe für den ganzen Sanitätsdienst vorhanden war, blieb die Seuche lange verborgen. Erst zwei griechische Elefantenjäger aus Tabora haben die englische Mandatsregierung auf das große Sterben der eingeborenen Bevölkerung aufmerksam gemacht. Es wurden dann drei englische Ärzte zur Bekämpfung der Schlafkrankheit abkommandiert und Bestimmnngen über Verkehrsbeschränkungen erlassen. Bei der gewaltigen Ausdehnung des Seuchengebiets ist es aber sehr fraglich, ob eine wirksame Überwachung des Verkehrs durchführbar ist, und zweifellos werden drei Ärzte zur Unterdrückung des großen Seuchenherdes nicht ausreichen.

Der neue Schlafkrankheitsherd schließt für das frühere deutsche Schutzgebiet und die benachbarten englischen und portugiesischen Kolonien ganz besondere Gefahren in sich. Für die großen Schlafkrankheitsherde am Kongo, in Kamerun, am Viktoria-See und am Tanganyika-See bildet eine besondere Art der Tsetse-Fliege, die Glossina palpalis, die Überträgerin. Diese Fliege ist eng an Wasser gebunden; nur in unmittelbarer Nähe von Seen, Flüssen oder Bächen hat sie ihre Standorte im Schatten des Ufergebüsches. Wenn ihr das Ufergebüsch genommen wird, verschwindet sie; auf der Ausnützung dieser Erfahrung durch entsprechende Abholzungen beruhte zum großen Teil der Erfolg der deutschen Schlafkrankheitsbekämpfung am Viktoria-See und am Tanganyika-See. Im früheren Deutsch-Ostafrika kommt die Glossina palpalis nur am Viktoria-See und Tanganyika-See und an den in diese Seen sich ergießenden Flüssen und Bächen vor, also nur in einem der Westgrenze des früheren Schutzgebiets anliegenden Streifen. Das ganze übrige Land ist frei von Glossina palpalis, auch das Gebiet des neuen Schlafkrankheitsherdes. Dagegen ist eine andere Art der Tsetse-Fliege, die Glossina morsitans, im Lande so verbreitet, daß sie ungefähr zwei Drittel des jetzigen englischen Mandatsgebiets Tanganyika-Territory einnimmt, darunter auch das Gebiet des neuen Schlafkrankheitsherdes. Diese Glossina morsitans war früher als Überträgerin der Tsetsekrankheit der Tiere, der Nagana bekannt. Auch wurde einige Jahre vor Ausbruch des Krieges eine Anzahl Schlafkranke in Rhodesien gefunden, die den Beweis lieferten, daß auch die Glossina morsitans imstande ist, Schlafkrankheiten auf Menschen zu übertragen; diese rhodesische Form der Schlafkrankheit, die auch in Portugiesisch-Ostafrika und in Deutsch-Ostafrika nahe der Grenze von Portugiesisch-Ostafrika festgestellt wurde, schien insofern einen gutartigen Charakter zu haben, als sie keine Neigung zeigte, sich epidemienartig rasch auszubreiten; sie bildete vielmehr kleine, in der Regel nur aus wenigen Krankheitsfällen bestehende endemische Herde. Der geschilderte neue Schlafkrankheitsherd hat aber — darüber kann nach den eingegangenen Nachrichten kein Zweifel sein — einen ausgesprochen epidemischen Charakter mit Neigung zu rascher Ausbreitung, obgleich nur die Glossina morsitans die Überträgerin sein kann.

Die Gefahren der jetzigen Lage bestehen nicht nur in der großen Verbreitung der Glossina morsitans, die eine rasche Ausdehnung der Seuche nahezu über das ganze Land und über große Teile der Nachbarkolonien möglich macht, sondern auch in den Eigenschaften der Glossina morsitans. Diese ist nicht in gleichem Maße wie die Glossina palpalis an Standplätze in nächster Nähe von Wasser gebunden, sondern viel freizügiger; ihre Vernichtung ist daher schwieriger und nur durch Abholzungen in sehr großem Umfange zu erreichen. Allerdings besitzen wir jetzt gegen die Schlafkrankheit im Germania (Bayer 205) ein viel wirksameres Heilmittel als vor dem Kriege, was in anderer Hinsicht den Kampf gegen die Seuche erleichtert.

Bunte Chronik

* **Was Schmugglerinnen am Leibe tragen.** Schmugglerinnen sind bekanntlich stets erfolgreicher als Schmuggler. Sie können erstens mehr „unterbringen" und zweitens — nun ja, eine „Dame" wird stets mehr nur von oben visitiert. Dieser Tage aber nahm ein Zollbeamter in der Nähe von Cleve eine etwas rundliche Dame, die sich auf die Grenze zu bewegte, dennoch aufs Korn und führte sie zur Zollwache. Und als man die Leibesfülle dann näher untersuchte, da fand man unter den Kleidern nicht weniger als 30 verschiedene Pakete, die mit Schmuggelwaren aller Art, besonders mit gebranntem Kaffee und Pfeifentabak gefüllt waren. Dem Gewicht nach hatte die korpulente Dame 20 Pfund netto am Leibe. Als man sie dieser 20 Pfund beraubt hatte, erwies sie sich als ein schlankes Mädchen von 20 Jahren. „Fräulein, wie konnten Sie sich nur so verunstalten?" bemerkte kopfschüttelnd der Zollbeamte darauf.

*

* **Sowjetistische Zensur.** Die von der Sowjetregierung eingerichtete Theaterzensur hat in dem Spielplan der Moskauer Theater für die beginnende Wintersaison mehrere zur Aufführung in Aussicht genommene Stücke verboten, u. a. Wagners „Lohengrin", Schillers „Maria Stuart" und die Oper „Werther". Gegen diese Verfügung der Zensur und gegen ihre ganze Auffassung von ihrer Aufgabe wendet sich in der „Prawda" in beißend witziger Form Larin, eines der bekanntesten Mitglieder der russischen Kommunistischen Partei, in welcher er auch mehrfach als Oppositionsführer hervorgetreten ist. Larin nennt den Standpunkt des Zensurkomitees völlig unhaltbar; wenn die Zensur den „Lohengrin" mit der Begründung verbietet, dieses Werk sei „zu mystisch", oder wenn Schillers „Maria Stuart" vom Spielplan gestrichen werde, weil ein „religiöses und monarchistisches Drama" zur Aufführung nicht zugelassen werden könne, so verkenne die Zensur völlig ihre Aufgabe. Larin fragt ironisch, ob nun auch bald der „Faust" des „immerhin talentvollen" Goethe einem Verbot zum Opfer fallen werde, da ja doch „die religiösen Vorurteile" des Dichters soweit gehen, einen lebendigen Teufel auf die Bühne zu bringen. Die Werke weltbekannter Dichter lediglich vom Gesichtspunkt einer parteipolizeilichen Aufsichtsbehörde zu beurteilen, zeige eine so unglaubliche Beschränktheit, daß die Zensur damit nichts weiter erreiche, als sich selbst, d. h. also eine Sowjetbehörde lächerlich zu machen.

Lustige Rundschau

* **Gedämpfter Mutterstolz.** Mutter (zum Akademieprofessor): „Was sagen Sie dazu, Herr Professor, das hat meine elfjährige Tochter selber gedichtet." — Professor: „Ach, da brauchen Sie keine Angst zu haben, gnädige Frau, das legt sich mit der Zeit."

*

* **Zur Hebung des Fremdenverkehrs.** In dem Ortsblättchen einer fränkischen Gemeinde finde ich folgende vielsagende Notiz: „Auf Veranlassung des Fremdenverkehrsvereins findet von nächster Woche an wieder alle Dienstag der Rindviehmarkt statt."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.